

***„Ich fühl mich jetzt anders, ich fühl mich aber nicht krank.“***

## ***Stürze aus der Normalität***

**Interview mit Herrn N. geführt von Studierenden der FH Campus Wien im Rahmen des Sparkling Science-Projekts „ethik&gesundheit“.**

***Texterstellung: Julia Lichtenwallner***

Was ist normal? Kann Normal- und Nicht-Normal-Sein definiert werden? Und wenn ja, wo setzt man die Grenzen? Laut Herrn N. ist eine Definition eines Normalitätsbegriffes nicht möglich, da jeder Mensch „irgendwo seine Beeinträchtigungen“ hat. „Ich hab’ irgendwann mal gelesen, sechs bis zehn Prozent machen nur die Augen von den Sinnen aus. Dann denk’ ich mir, da bin ich eigentlich mit 90 % eh gut dabei, bei den Normalen.“

Diese Einstellung und die Akzeptanz einer anderen neuen Normalität sind jedoch für Herrn N. das Ergebnis eines langen Prozesses. Verdrängung, Verleugnung und Krisen kennzeichneten die Zeit nach der Diagnosestellung und verlängern die Anpassung an eine neue Gegebenheit. „Es war schwierig, mir einzugestehen, dass es so nicht weiter geht. Da war ich in der Ausbildung und schaffte die Prüfungen nicht auf Grund meiner Sehbehinderung. Und da mir das einzugestehen, das war total schwierig.“

Auch für seine Familie war es schwierig, eine von der Norm abweichende Situation zu akzeptieren. Seine Eltern erlebten seine Sehbeeinträchtigung „eigentlich in Verdrängung“, wollten die Normalität quasi erzwingen, da für sie „der Status“ wichtiger war. „Nein, sie wollen nicht, dass ich dann einmal drauf habe ‚Sonderschule‘, diesen Stempel.“ Heute meint Herr N.: „Das war ein Fehler. Es wäre günstiger gewesen, ich wäre in diese Schule gegangen und hätte schon von Anfang an die Hilfsmittel gehabt.“ Nicht nur die Betroffenen selbst, sondern auch Außenstehende sollten sich laut Herrn N. mit einer anderen Normalität auseinandersetzen. „[Das] wär schon wirklich ratsam, das

schon in der Schule beizubringen. Das ist einfach so, dass es einen Unterrichtsgegenstand gibt, wo auch Leute ausprobieren, wie ist denn das, wenn ich im Rollstuhl sitz'? Wie ist denn das, wenn man nichts sieht? Wie kann man damit umgehen?" Das sind Ansätze, die für Herrn N. die Anerkennung einer anderen Normalität fördern und das Krankheitsgefühl mindern würden. „Ich fühle mich nicht krank, nein, aber ich denke, man könnte relativ viel machen im Behindertenwesen, dass man besser umgehen kann damit.“

Verschlechterungen seines Gesundheitszustandes und die daraus folgenden Beeinträchtigungen führen immer wieder zu einem Sturz aus der Normalität, (vgl. Behrens 2002) wodurch das Gefühl, von der Norm abzuweichen, immer wieder auftritt. Immer wieder von Neuem erfordert es Anpassungen. So ist das Gesundheits- bzw. Krankheitsgefühl für Herrn N. immer anders und „tagesabhängig“. „[...] wo ich dann gehört habe, ich brauche einen Hörapparat auch, da habe ich mich dann wirklich schwer behindert gefühlt. Also, das war für das Selbstbewusstsein nicht gut. Ansonsten denke ich einfach, es ist anders. Ich muss einfach anders umgehen. Es hat auch seine positiven Seiten.“ Diese positiven Seiten beschreibt er z.B. anhand der Teilnahme in einem Blindenverband. „Da habe ich auch wieder Freunde gefunden. Dort ist es einfach nicht wichtig, was man sieht oder nicht, und da geht man halt gemeinsam klettern. Das gibt Auftrieb und Kraft.“

Literatur: Behrens, Johann (2002): Inklusion durch Anerkennung. Chronische Krankheit, das Veralten der Indikatoren sozialer Ungleichheit und die Herausforderungen an die Pflege und andere Gesundheitsberufe. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 27/4, 23–41.